

GEORGETTE HEYER

*Barbara und die
Schlacht von Waterloo*

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Zitat

Vorwort

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Bibliographie

Über dieses Buch

Frühjahr 1815. Die wunderschöne junge Witwe Lady Barbara hat einen schlechten Ruf in der feinen Brüsseler Gesellschaft – man munkelt sogar, dass sie sich die Zehnägel mit goldenem Lack verziert. Wirklich unerhört! Als die skandalumwitterte Lady dem attraktiven Oberst Charles Audley auf einem Ball begegnet, verlieben sich die beiden sofort ineinander. Und zum Entsetzen seiner Familie hält Charles um Lady Barbaras Hand an. Doch da kommt es zu der alles entscheidenden Schlacht von Waterloo ...

Über die Autorin

Georgette Heyer, geboren am 16. August 1902, schrieb mit siebzehn Jahren ihren ersten Roman, der zwei Jahre später veröffentlicht wurde. Seit dieser Zeit hat sie eine lange Reihe charmant unterhaltender Bücher verfasst, die weit über die Grenzen Englands hinaus Widerhall fanden. Sie starb am 5. Juli 1974 in London.

Georgette Heyer

Barbara und die Schlacht von Waterloo

Aus dem Englischen von Emi Ehm



beHEARTBEAT

Digitale Neuausgabe

»be« – Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Copyright © 2019
by Bastei Lübbe AG, Köln

Copyright © Georgette Heyer, 1937
Die Originalausgabe AN INFAMOUS ARMY erschien 1937 bei William
Heinemann.

Copyright der deutschen Erstausgabe:
© Paul Zsolnay Verlag GmbH, Hamburg/Wien, 1959.

Lektorat/Projektmanagement: Kathrin Kummer
Covergestaltung: Maria Seidel, atelier-seidel.de unter Verwendung eines
Motives © Richard Jenkins
eBook-Erstellung: 3w+p GmbH, Rimpf

ISBN 978-3-7325-7327-1

www.be-ebooks.de
www.lesejury.de

»Ich habe eine klägliche Armee, sehr schwach und schlecht ausgerüstet, und einen sehr unerfahrenen Stab.«

Wellington an Gen.-Lt. Lord Stewart, 8. Mai 1815

Vorwort

Mit diesem Roman habe ich ein Vorhaben verwirklicht, dem ich einfach nicht widerstehen konnte, sosehr ich fürchte, dass es als anmaßend empfunden wird. Von dem Epos abgesehen, das der Gegenstand an sich darstellt, muss der Geist Thackerays jeden verdunkeln, der sich an das Thema der Schlacht von Waterloo wagt. Er erlaubte mir die Feder erst anzusetzen, als ich ihn endlich mit der Überlegung verbannte, dass es schließlich auch niemandem einfielen, einen geringeren Poeten mit dem Maßstab Shakespearescher Größe zu messen. Ich sollte vielleicht hinzufügen, dass ich *Vanity Fair* schon vor vielen Jahren gelesen habe; und obzwar ich in Thackerays Gehege eingebrochen bin, habe ich doch zumindest nichts von ihm gestohlen.

Was die Bibliographie am Schluss dieses Buches betrifft, habe ich sie – um der Notwendigkeit auszuweichen, eine etwas langweilige Liste von Quellen anzuhängen – auf jene Werke beschränkt, die ich beim Schreiben eines Romans – nicht einer geschichtlichen Darstellung – höchst nützlich fand. Werke, die die rein taktischen Gesichtspunkte des Feldzuges behandelten, wurden weggelassen; ebenso viele weniger bedeutende Berichte; und gleichfalls ein Stoß von Biographien, Memoiren und Zeitschriften, die sich zwar nicht in erster Linie mit den Personen dieses Buches beschäftigten, jedoch da und dort verstreute Informationen über sie enthielten. Ferner wird man bemerken, dass mit Ausnahme Houssayes keine französische Quelle angeführt ist: der französische Standpunkt war für meine Zwecke unmaßgeblich. Andererseits führe ich jedoch bestimmte Arbeiten an, die – obwohl sie sich nicht mit der Schlacht

von Waterloo beschäftigen – für mich unschätzbar waren wegen des Lichtes, das sie auf Wellingtons Charakter werfen, und auf die Gebräuche, die in seiner Armee herrschten.

Wann immer möglich, habe ich den Herzog für sich selbst sprechen lassen und mich dabei ausgiebig auf die zwölf Bände seiner *Despatches* gestützt. Falls man einwenden wollte, dass ich ihm 1815 in den Mund gelegt habe, was er 1808 schrieb oder viele Jahre nach Waterloo gesagt hatte, kann ich nur hoffen, dass mir die gelegentlichen chronologischen Ungenauigkeiten, die sich daraus ergaben, verziehen werden, da seine eigenen Worte, ob gesprochen oder geschrieben, allem, was ich ihm hätte in den Mund legen können, unendlich überlegen sind.

Georgette Heyer

Kapitel 1

Der junge Mann im scharlachroten Rock mit den blauen Aufschlägen und Goldtressen, der in der Fensternische des Salons von Lady Worth saß und müßig auf die Straße hinunterschaute, wandte einen Augenblick lang seine Aufmerksamkeit gänzlich von der Konversation ab, die im Gange war. Unter den Vorübergehenden hatte eine Brüsselerin in einer schwarzen Mantille seinen Blick gefesselt. Sie war wirklich so reizend, dass es der Mühe wert war, ihr die ganze Straße entlang mit den Augen zu folgen. Außerdem war das Gespräch im Salon sehr langweilig: genau dasselbe, was in Brüssel überall erörtert wurde.

»Ich gebe zu, dass man sich wohler fühlt, seit Lord Hill hier ist; aber ich wünschte trotzdem, der Herzog käme!«

Die Brüsselerin hatte im Vorübergehen einen spitzbübischen Blick aus dunklen Augen zum Fenster heraufgeworfen; dem jungen Mann in Scharlach war die Bemerkung gänzlich entgangen; die Lady Worth so ängstlich vorgebracht hatte, dass ihre Vormittagsbesucher eine Minute lang sehr ernst dreinsahen.

Der Earl of Worth sagte trocken: »Zweifellos, meine Liebe: das wünschten wir alle.«

Georgiana Lennox, die auf dem Sofa saß, die Hände über ihrem Muff gefaltet, unterstrich die Gefühle ihrer Gastgeberin mit einem Seufzer, lächelte aber bei den Worten des Earls und erinnerte ihn daran, dass es zumindest eine Person in Brüssel gab, die die Ankunft des Herzogs nicht ersehnte. »Mein Verehrtester, der Prinz ist ein ganz grässlicher Hitzkopf! Es gibt kein anderes Wort für ihn! Stellen Sie sich nur vor: er schalt mich aus, weil ich

möchte, dass sich der Herzog beeilt – als sei es ausgeschlossen, dass ich nicht ihm zutraute, mit Bonaparte fertig zu werden – man denke!«

»Wie peinlich für Sie!«, sagte Lady Worth. »Was haben Sie gesagt?«

»O, ich kann Ihnen versichern, ich sagte nichts, was nicht wahr wäre. Der Prinz gefällt mir sehr gut, aber es geht denn doch etwas zu weit, wenn man annehmen soll, dass ein bloßer Knabe imstande wäre, sich gegen Bonaparte zu behaupten. Was hat er schließlich schon an Erfahrungen? Ebenso gut könnte ich meinen Bruder March für einen fähigen Oberbefehlshaber halten. Ja, er war sogar länger im Stab des Herzogs als der Prinz.«

»Stimmt es, dass zwischen dem Prinzen und seinem Vater Unstimmigkeiten herrschen?«, fragte Sir Peregrine Taverner, ein blonder junger Mann in einem blauen Rock mit sehr großen Silberknöpfen. »Ich hörte –«

Ein rundlicher Herr mit einem heiteren, neugierigen Gesichtsausdruck mischte sich mit dem Gehabe einer unverbesserlichen Klatschbase ins Gespräch. »Und ob es stimmt! Der Prinz steht natürlich ganz und gar auf Seiten der Engländer, und das passt dem Frosch aber schon gar nicht. <Frosch> nenne ich nämlich den König. Ich glaube, es ist Tatsache, dass dem Prinzen Englisch oder Französisch leichter fällt als Holländisch. Ich hörte, unlängst gab's einen Riesenkrach, der damit endete, dass der Prinz dem Frosch unmissverständlich sagte: Hätte er nicht gewünscht, dass er sich seine Freunde unter den Engländern suche, würde er ihn nicht in England erziehen lassen oder ihn nicht nach Spanien geschickt haben, um dort das Soldatenhandwerk zu erlernen. Draußen war er und ließ Papa und Bruder Fritz wortlos stehen und erzählte natürlich Colborne brühwarm die ganze Geschichte. Ich bin überzeugt, Colborne ist es ganz gleichgültig, wie bald er zu seinem Regiment zurückgeht. Ich möchte ja um nichts in der Welt Oraniens militärischer Sekretär sein!«

Die Brüsselerin war dem Gesichtskreis Lord Hays entschwunden; es blieb für ihn nichts zu sehen als die spitzen Giebel und die chinagelbe Front eines Hauses auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Lord Hay hatte die letzte Bemerkung gehört, wandte den Kopf und fragte unschuldig: »O, hat Ihnen das Sir John gesagt, Mister Creevey?«

Unwillkürlich huschte ein Lächeln um die Lippen Judith Worths, die gekräuselten Straußenfedern auf Lady Georgianas Hut wippten; sie hob den Muff vors Gesicht. Einen Augenblick lang durfte sich die versammelte Gesellschaft in ihrer Phantasie das Schauspiel ausmalen, wie die mehr als sechs Fuß hohe Schweigsamkeit, personifiziert in der hübschen Gestalt des Sir John Colborne, Oberst des 52. Fighting Regiment, ihre Seele Mr. Creevey gegenüber erleichterte.

Mr. Creevey war nicht im Geringsten aus der Fassung gebracht. Er drohte dem jungen Gardeoffizier mit dem Finger und antwortete mit wissender Miene: »O, glauben Sie ja nicht, dass ich alle meine Informationsquellen preisgebe, Lord Hay!«

»Ich habe den Prinzen von Oranien gern«, erklärte Hay. »Er ist ein phantastisch guter Kerl.«

»O, was das betrifft –!«

Lady Worth war überzeugt, dass Mr. Creeveys Meinung über den Prinzen Lord Hay wohl kaum passen würde, und schaltete sich mit der Bemerkung ein, dass sein Bruder, Prinz Friedrich, ein ausgezeichnete junger Mann zu sein schien.

»Steif wie ein Besenstiel«, sagte Hay. »Preußischer Stil. Sie nennen ihn den <Stabskapitän>.«

»Er sieht aber sehr nett aus«, räumte Lady Georgiana ein und nestelte an den Falten ihres olivbraunen Umhanges. »Aber er ist erst achtzehn und zählt noch nicht.«

»Aber, Georgy!«, protestierte Hay.

Sie lachte. »Nun, du zählst ja auch noch nicht, Hay: das weißt du sehr gut. Du bist nur ein Knabe.«

»Warte nur, bis wir ins Feld ziehen!«

»Aber gewiss ja! Du wirst Wunder vollbringen und in den Depeschen erwähnt werden – daran zweifle ich nicht im Geringsten. Ich wette, der Herzog wird in den glühendsten Worten über dich schreiben. ‹General Maitlands Adjutant, Fähnrich Lord Hay –›«

Alles lachte.

»‹Ich habe allen Grund, mit dem Verhalten des Fähnrichs Lord Hay zufrieden zu sein›«, zitierte Hay steif. »Die alte Krummnase und in glühenden Ausdrücken schreiben! Das ist ja gut!«

»Jetzt aber genug! Ich möchte nicht ein Wort gegen den Herzog hören. Er ist der größte Mann der Welt!«

Es war nicht zu erwarten, dass Mr. Creevey, ein überzeugter Whig, diese großherzige Beurteilung unwidersprochen passieren lassen würde. In dem Lärm des heiteren Streitgesprächs begab sich Sir Peregrine Taverner zum Kamin, vor dem sein Schwager stand, und sagte leise:

»Du weißt wohl auch nicht, Worth, wann der Herzog in Brüssel zu erwarten ist?«

»Nein; wie sollte ich?«, antwortete Worth in seiner kühlen Art.

»Ich dachte, du hättest es vielleicht von deinem Bruder erfahren.«

»Deine Schwester erhielt vor ungefähr einer Woche einen Brief von ihm, aber zu der Zeit, als er ihn schrieb, wusste er nicht, wann der Herzog Wien würde verlassen können.«

»Er sollte hier sein. Man erzählte mir jedoch, seit Lord Hill ankam, habe der Prinz nicht mehr davon gesprochen, in Frankreich einzumarschieren. Ich nehme an, es stimmt, dass Hill geschickt wurde, um den Prinzen zum Schweigen zu veranlassen!«

»Ich nehme an, dass deine Information genauso stichhaltig ist wie die meine, mein lieber Peregrine.«

Sir Peregrine Taverner hatte das reife Alter von dreiundzwanzig erreicht, war seit drei Jahren verheiratet, seit zwei Jahren der Vormundschaft des Earls of Worth entronnen und war außerdem der Vater zweier hoffnungsvoller Kinder, aber er ließ sich immer noch von seinem Schwager etwas imponieren. Er quittierte den Verweis mit einem Seufzer und sagte nur: »Man ist halt etwas ängstlich, nicht? Schließlich, Worth, bin ich ja jetzt Familienvater.«

Der Earl lächelte. »Stimmt.«

»Hätte ich gewusst, dass Bonaparte imstande sein würde, von Elba zu entkommen, hätte ich wohl kaum ein Haus in Brüssel gemietet. Du musst zugeben, für einen Zivilisten ist es durchaus keine behagliche Situation.« Sein Ton war zum Schluss ganz leicht kläglich geworden und sein Blick wanderte zu der Scharlachpracht Lord Hays hinüber.

»In Wirklichkeit«, sagte der Earl, »möchtest du nur zu gern zum Militär gehen.«

Sir Peregrine grinste verlegen. »Nun, zugegeben, ja. Man fühlt sich so verdammt abseits stehend. Du ja freilich nicht, du gehörst selbst zum Militär!«

»Mein lieber Perry, ich bin vor Jahren ausgeschieden!« Der Earl wandte sich von seinem jungen Verwandten ab, während er noch sprach, denn Lady Georgiana war aufgestanden, um sich zu verabschieden.

Neben Judith Worths goldener Pracht schien Lady Georgiana winzig. Sie ließ sich ihre Pelisse von ihrer großen Freundin bis zum Hals zuknöpfen, denn selbst an diesem 4. April war das Wetter immer noch kühl; stellte sich auf die Fußspitzen, um Judiths Wange küssen zu können; beteuerte, wie sie sich freue, sie heute Abend bei Lady Charlotte Creville wiederzusehen; und ging, von Hay begleitet, zu ihrer Mutter, der Herzogin von Richmond, die

im Haus des Marquis d'Assche an der Ecke des Parks wohnte.

Da Mr. Creevey keinerlei Anstalten machte, fortzugehen, setzte sich Lady Worth wieder nieder und fragte freundlich nach seiner Frau und seinen Stieftöchtern. Eine der jungen Damen Ord, vertraute er ihr an, hatte sich verlobt. Lady Worth stieß den passenden Ausruf aus, und Mr. Creevey gab, über sein ganzes freundliches Gesicht strahlend, den Namen des Glücklichen preis. Es war Hamilton; jawohl, Major Andrew Hamilton vom Stab des Generaladjutanten: ein ganz vorzüglicher Bursche! Ganz unter uns – Hamilton hielt ihn ausgezeichnet auf dem Laufenden. Er erhielt alle Neuigkeiten aus Frankreich, aber natürlich mit dem Versprechen strengster Geheimhaltung. Lady Worth würde verstehen, dass seine Lippen versiegelt waren. »Aber auch Sie«, fügte er hinzu und starrte sie durchdringend an, »ich wette, Sie haben ebenfalls Informationen für den Privatgebrauch, wie?«

»Ich?«, sagte Lady Worth. »Mein lieber Mr. Creevey, nicht die geringsten in der Welt! Wie kommen Sie nur darauf?«

Er blickte überlegen drein. »Aber, aber – ist denn nicht Oberst Audley bei dem Großen Mann?«

»Mein Schwager! Ja, natürlich ist er in Wien, aber ich versichere Ihnen, er erzählt mir nicht das kleinste Geheimnis. Wir wissen nicht einmal, wann wir ihn hier erwarten können.«

Er war enttäuscht, denn Neuigkeiten, Skandälchen, interessante Vertraulichkeiten, die man hinter vorgehaltener Hand flüsterte, waren sein Lebenselement. Da jedoch von seiner Gastgeberin nichts zu erfahren war, musste er sich damit begnügen, sich mit ihr auf den Austausch dessen zu beschränken, was er »gemütliche Prosa« nannte. Er hatte ihr schon, als er das erste Mal in ihren Salon gekommen war, von einer seltsamen

Begebenheit erzählt, aber er konnte nicht widerstehen, sie noch einmal zu verkünden: sie war so außerordentlich bemerkenswert. Sir Peregrine war nicht anwesend gewesen, als er den Umstand zuerst erzählt hatte, so nickte er ihm zu und sagte: »Sie werden ja von den Neuankömmlingen gehört haben, wette ich. Ich habe Ihrer Schwester von ihnen erzählt.«

»Der König?«, sagte Peregrine. »Ich meine, der französische König? Kommt er nach Brüssel? Ich hörte Gerüchte, aber irgendjemand sagte, es sei nicht wahr.«

»Ach, der König!« Mr. Creevey fegte Seine Geheiligte Majestät mit seiner dicklichen Hand beiseite. »Ich meinte nicht ihn – obwohl ich mit gutem Grund glaube, dass er vorderhand in Gent bleiben wird. Ein erbärmlicher Bursche, nicht? Etwas Seltsameres – oder so schien mir's wenigstens: drei der alten Marschälle Bonapartes – nicht weniger als drei! Ich hatte das Glück, sie alle ankommen zu sehen, vor nicht ganz zehn Tagen. Einer war Marmont, der im Hôtel d'Angleterre abstieg; dann Berthier, im Palais des Herzogs von Aremberg; und Victor – was glauben Sie, wo der abstieg? Ausgerechnet im Hôtel Wellington!«

»Welche Ironie!«, bemerkte Worth, der wieder in das Zimmer zurückkam, nachdem er seine Gäste hinausbegleitet hatte. »Ist das wahr oder wieder nur eine Ihrer Geschichten, Creevey?«

»Nein, nein, ich schwöre Ihnen, es ist absolut wahr! Ich wusste doch, der Spaß würde Sie ergötzen!«

Lady Worth, der die Geschichte beim zweiten Anhören nicht mehr als ein höfliches Lächeln zu entlocken vermochte, sagte nachdenklich: »Es ist ja wirklich sehr seltsam, ausgerechnet Marmont im englischen Lager zu finden.«

»Im alliierten Lager, meine Liebste«, verbesserte der Earl mit einem sardonischen Lächeln.

»Nun ja«, gab sie zu, »aber weißt du, ich kann es einfach nicht glauben, dass die holländisch-belgischen

Truppen viel taugen; und was die Preußen betrifft, habe ich von ihnen nur General Röder gesehen, und – nun ja –!» Sie machte eine ausdrucksvolle Geste. »Er ist immer so steif und ist bei der geringsten Kleinigkeit dummerweise so beleidigt, dass ich einfach alle Geduld mit ihm verliere.«

»Stimmt, der wird dem Herzog nie passen«, bekräftigte Mr. Creevey. »Hamilton erzählte mir, dass man mit ihm überhaupt nicht auskommen kann. Er fasst es schon als persönliche Beleidigung auf, wenn einer unserer Offiziere in seiner Gegenwart sitzen bleibt! So ein Getue! Ein Mann, der so viel Wert auf den ganzen zeremoniellen Unsinn legt, wird in das Hauptquartier des Herzogs einfach nicht passen. Sie hätten keinen schlechteren als Kommissionär wählen können. Es gibt übrigens noch einen zweiten, von dem sie behaupten, er werde dem Herzog nie im Leben passen.« Er nickte und verkündete: »Unser verehrter Generalquartiermeister!«

»O, der arme Sir Hudson Lowe! Auch der ist sehr steif«, sagte Lady Worth. »Die Leute sagen, er sei jedoch ein sehr tüchtiger Offizier.«

»Möglich, dass er das ist, aber Sie wissen, wie das mit diesen Kerlen ist, die bei den Preußen gedient haben: es ist nichts mit ihnen anzufangen. Nun, wir werden zweifellos einige Veränderungen erleben, wenn der Beau aus Wien ankommt.«

»Wenn er nur schon käme! Es ist sehr unbehaglich, ihn so weit weg zu wissen. Man kann sich eines Gefühls der Unruhe nicht erwehren. Jetzt, da alle Verbindung mit Paris abgebrochen ist, scheint der Krieg vor der Tür zu stehen. Und dann noch dazu, dass man Lord Fitzroy Somerset und allen Leuten von der Gesandtschaft die Pässe für den Grenzübergang verweigert hat, und sie sich von Dieppe aus einschiffen mussten! Sie müssen zugeben, wenn schon einmal unser Chargé d’Affaires so behandelt wird, steht es sehr schlecht.«

»Ja«, warf Peregrine ein, »und unsere besten Truppen in Amerika! Das ist das Schreckliche daran! Ich kann mir nicht vorstellen, wie man auch nur einen Teil von ihnen rechtzeitig zurückschaffen kann, damit sie im Geringsten von Nutzen sein können. Als ich den Prinzen sah, erwartete er jeden Augenblick den Kriegsausbruch.«

»Davon kann keine Rede sein, versichere ich Ihnen. Der junge Frosch weiß nicht, wovon er redet. Immerhin haben wir, wie sie wissen, einige sehr gute Regimenter hier stehen.«

»Wir haben einige sehr junge und unerfahrene Truppen«, sagte Worth. »Zum Glück ging nicht die Kavallerie nach Amerika.«

»Natürlich, du warst ja selbst bei den Husaren, aber du wirst sehr gut wissen, dass Kavallerie ohne Infanterie sinnlos ist«, gab Peregrine belehrend zurück. »Nein, wenn man daran denkt, dass alle erprobten Soldaten, die den Englisch-Spanischen Krieg mitgemacht haben, zu dem verdamnten amerikanischen Krieg verfrachtet wurden! Noch nie ist etwas so schlecht disponiert worden.«

»Es ist leicht, klug im Nachhinein zu sein, mein lieber Perry.«

Lady Worth, die schon viele solcher Diskussionen erlebt hatte, schaltete sich ein, um dem Gespräch eine Wendung zu weniger strittigen Themen zu geben. Mr. Creevey stand ihr bereitwilligst bei, denn er hatte einigen unterhaltsamen Klatsch auf Lager, und für den Rest seines Besuches wurden nur noch gesellschaftliche Themen erörtert.

Deren allerdings gab es viele, denn Brüssel floss über vor englischen Besuchern. Die Engländer waren so lange auf ihre Insel beschränkt gewesen, dass sie nach der Abdankung Kaiser Napoleons und nachdem er sich nach Elba zurückgezogen hatte, in Scharen auf den Kontinent gekommen waren. Die Anwesenheit einer Besatzungsarmee in den Niederlanden machte Brüssel zu einem Anziehungspunkt. Mütter mit Weitblick transportierten ihre

heiratsfähigen Töchter im Kielwasser der Gardetruppen über den Kanal, vergnügungssüchtige Damen wie eine Caroline Lamb und Lady Vidal packten ihre gewagtesten Gazegewänder ein und schlugen ihre Hofhaltung in Häusern auf, die sie in dem mondänsten Teil Brüssels auf unbestimmte Zeit mieteten.

Die Anwesenheit der Gardetruppen war natürlich nicht die einzige Anziehungskraft Brüssels. Mr. Creevey zum Beispiel hatte seine Gattin um ihrer Gesundheit willen in einer behaglichen kleinen Wohnung in der Rue du Musée untergebracht. Andere wieder waren gekommen, um an den Festlichkeiten teilzunehmen, die zu Ehren der Wiedereinsetzung des lange verbannt gewesenen Wilhelm von Oranien als König der Niederlande veranstaltet wurden.

Wilhelm von Oranien, den Mr. Creevey und seine Freunde nur den »Frosch« nannten, war in London gut bekannt gewesen; und sein ältester Sohn, der Erbprinz von Oranien, war ein hoffnungsvoller Jüngling von einnehmenden Manieren und mit dem Ruf kühner Tapferkeit vor dem Feind, der kurze Zeit sogar mit der Prinzessin Charlotte von Wales verlobt gewesen war. Die Auflösung der Verlobung seitens der sehr klugen kleinen Dame hatte anscheinend nicht den geringsten Schatten auf die gute Laune des Prinzen zu werfen vermocht, obwohl dieses Ereignis Seine Hoheit in den Augen der Engländer etwas lächerlich machte und Mr. Creevey und dessen Freunden tiefe Genugtuung bereitet hatte. Man erwartete, dass sich heiteres Treiben an seine Schritte heften würde, und die Vergnügungssuchenden wurden auch durchaus nicht enttäuscht. Brüssel wurde innerhalb seiner alten Stadtmauern zum Mittelpunkt alles Mondänen und Leichtherzigen. König Wilhelm, eine ziemlich glanzlose Erscheinung, wurde in Brüssel mit gebührendem Pomp wieder zum König eingesetzt, und wenn etwa seine neuen Untertanen, die unter dem bonapartistischen Regime ganz

zufrieden gewesen waren, ihre Verschmelzung mit den holländischen Nachbarn mit Unbehagen betrachteten, so durften sie es nicht zeigen. Dem Erbprinzen, der besser Englisch und Französisch sprach als seine Muttersprache und behauptete, die Strenge des Lebens in Den Haag nicht ertragen zu können, gelang es, einen gewissen Grad an Popularität zu erringen; sie hätte längere Dauer versprochen, wenn er es nicht zu deutlich hätte merken lassen, dass ihm zwar die belgischen Untertanen seines Vater lieber waren als seine holländischen, er ihnen allen aber doch die Engländer vorzog. Er wurde denn auch ausschließlich in Gesellschaft seiner englischen Freunde gesehen, ein Umstand der so viel deutlichen Unmut erregte, dass der einzige Mann, der Einfluss auf ihn hatte, dringend ersucht wurde, ihm zu schreiben und ihn zu ermahnen, sich etwas diplomatischer zu benehmen. Es war gerade ein kühler Dezembertag, als M. Fagel Seiner Hoheit einen Brief vom englischen Gesandten in Paris überbrachte, und in dem gestrengen Inhalt der Botschaft war nichts enthalten, was den Tag hätte wärmer erscheinen lassen können. Ein vorwurfsvoller Brief Seiner Gnaden, des Herzogs von Wellington, so höflich er auch abgefasst sein mochte, erzeugte in dem Empfänger immer unweigerlich das Gefühl, in eiskaltes Wasser geworfen worden zu sein. Der Prinz machte einige erbitterte Bemerkungen über Zwischenträger im Allgemeinen und seinen Vater im Besonderen, setzte sich hin, versprach seinem Mentor schriftlich ein vorbildliches Verhalten und erfüllte sein Versprechen anschließend, indem er sich Hals über Kopf in das gesellschaftliche Leben Brüssels stürzte.

Mit Ausnahme einer starken bonapartistischen Partei mochten aber auch die Brüsseler selbst die Engländer gern. Gold floss aus sorglosen englischen Händen in belgische Taschen; englische Besucher machten Brüssel zur heitersten Stadt Europas und wurden von den Brüsselern mit offenen Armen aufgenommen. Auch den

Herzog von Wellington würden sie willkommen heißen, sollte er endlich eintreffen. Er war ein Jahr vorher mit ungeheurer Begeisterung empfangen worden, als er Belgien auf seinem Weg nach Paris besucht hatte. Er war Europas Großer Mann, die Brüsseler hatten ihm einen fast hysterischen Empfang bereitet und sogar zwei sehr jungen und sehr verlegenen Adjutanten zugejubelt, die eines Abends in seiner Loge in der Oper saßen. Das war natürlich ein Irrtum gewesen, aber es zeigte die Zuneigung der Brüsseler. Von den Bonapartisten konnte man natürlich nicht erwarten, dass sie an dieser Begeisterung teilnehmen würden, aber es war entschieden nicht der geeignete Augenblick für einen Bonapartisten, sich als solcher zu deklarieren, und diese Leute mussten sich damit begnügen, insgeheim ihren Glauben an den Stern des Kaisers zu heften.

Die Nachricht von der Landung Napoleons in Südfrankreich hatte für den Augenblick eine ernüchternde Wirkung auf die allzeit Vergnügten gehabt, aber trotz Gerüchten und Unruhe waren die Theater, Konzerte und Bälle weitergegangen, und nur einige wenige vorsichtige Seelen hatten Brüssel verlassen.

Dennoch herrschte allgemein ein Gefühl des Unbehagens. Wien, wo der Herzog von Wellington dem Kongress beiwohnte, war weit von Brüssel; wie immer es um den persönlichen Wagemut des Prinzen von Oranien bestellt sein mochte – zwei Jahre Erfahrung im Englisch-Spanischen Krieg als einer der Adjutanten des Herzogs schienen denn doch nicht genug zu sein, um einen jungen Mann von noch nicht vierundzwanzig für den Oberbefehl über eine Armee geeignet erscheinen zu lassen, die sich Napoleon Bonaparte stellen sollte. Ja, die ersten ungestümen Aktionen des Prinzen und seine etwas unbesonnene Redeweise alarmierten ernsthafte Leute nicht wenig. Der Prinz zweifelte nicht im Geringsten an seiner Fähigkeit, Bonaparte Widerpart bieten zu können; er

sprach davon, an der Spitze alliierter Truppen in Frankreich einzumarschieren; schrieb nachdrückliche Forderungen nach England um mehr Soldaten und mehr Munition; lud General Kleist ein, seine Preußen die Meuse entlang in Marsch zu setzen, um zu ihm zu stoßen; und war im Übrigen so erhaben über die Tatsache, dass England mit Frankreich nicht auf Kriegsfuß stand, dass sich Englands Regierung, peinlich berührt, bemüßigt sah, in aller Eile Generalleutnant Lord Hill zu ihm zu entsenden, um ihm die delikate Situation, in der sie sich befand, zu erklären.

Die Wahl des Mentors war glücklich. In seiner etwas gehobenen Stimmung war der Prinz von Oranien leicht gereizt und geneigt, die geringste Einmischung in seine Befugnisse übelzunehmen. General Clinton, den er nicht mochte, und Sir Hudson Lowe, den er für einen verpreussten Zuchtmeister hielt, sahen sich nicht imstande, sein Urteil zu beeinflussen, und vermochten ihn nur zu beleidigen. Aber es gab keinen, der je etwas gegen Väterchen Hill gehabt hätte. Er kam in Brüssel an und sah eher wie ein Landedelmann denn ein vielfach ausgezeichnete General aus und behandelte den eifersüchtig auf seine Ehre bedachten jungen Kommandeur mit sanfter Hand. Die Überängstlichen atmeten auf; der Prinz von Oranien mochte etwas verschnupft sein bei der Aussicht, dass er sein Kommando bald würde abgeben müssen; aber er war nicht länger widerspenstig und hatte sich bald so weit überwunden, Lord Bathurst nach London die befriedigende Auskunft zu schreiben: er könne, obwohl es für ihn demütigend gewesen wäre, sein Kommando an jeden anderen abzugeben, dies mit Vergnügen dem Herzog gegenüber tun; ja, er würde ihm sogar mit einem so großen Eifer dienen, als sei er noch sein Adjutant.

»Ich werde jene Periode meines Lebens nie vergessen«, schrieb der Prinz und vergaß in einem Ausbruch der Begeisterung alle ihm angetane Beleidigung. »Ich verdanke ihr alles; und wenn ich nunmehr hoffen darf, meinem Land

von Nutzen zu sein, so habe ich dies der Erfahrung zuzuschreiben, die ich unter ihm erwarb.«

Eine solche Gemütsverfassung verhieß Gutes für die Zukunft; aber die Aufgabe, die kriegerische Betätigung des Prinzen in Schach zu halten, blieb nach wie vor schwierig. Der britische Gesandte in Den Haag verlegte seine Niederlassung nach Brüssel in erster Linie, um Lord Hill bei seiner Aufgabe zur Seite zu stehen, und fand sie so anstrengend, dass er mehr als einmal dem Herzog schrieb, wie nötig dessen Anwesenheit in Brüssel sei. »Sie werden sehen, dass ich keine Anstrengung scheute, den Prinzen ruhig zu halten«, schrieb Sir Charles Stuart in seiner offenherzigen Art. »Unter den herrschenden Umständen überlasse ich es Ihnen, zu beurteilen, welche äußerste Wichtigkeit wir alle Ihrer baldigsten Ankunft beimessen.«

Mochte der Wiener Kongress mittlerweile Napoleon für *hors la loi* erklären – man sah dennoch tagtäglich französische Royalisten etwas verschämt über die Grenze eilen. Ludwig XVIII. – einer mehr unter den unbedeutenden europäischen Monarchen – verlegte seinen Hof von Paris nach Gent und erklärte gelassen, dass er in Frankreich unentwegt gezwungen gewesen sei, unzuverlässige Personen anzustellen, weil keiner, dem er trauen konnte, für würdig erachtet wurde, angestellt zu werden. Es schien in der Tat, dass mit Ausnahme seines Neffen, des Herzogs von Angoulême, kein Mensch sich im Geringsten angestrengt hatte, in der herrschenden Krise von Nutzen zu sein. Der Herzog hatte gemischte Streitkräfte in Nîmes ausgehoben und plänkelte, von einer herrschsüchtigen Gattin angefeuert, in Südfrankreich herum. Sein Bruder, der Herzog von Berri, der seinen Onkel nach Belgien begleitet hatte, fand eine weniger gefährliche Beschäftigung darin, mit der Handvoll royalistischer Truppen, die unter seinem Kommando in Alost standen, leicht komische Paraden abzuhalten.

Das alles war für die ängstlichen Gemüter nicht sehr tröstlich, aber dafür war die Nähe der preußischen Armee etwas beruhigender. Da jedoch die Vorstellung General Kleits von der Verpflegung seiner Armee ganz einfach darin bestand, sie sich jeweils aus dem Land selbst ernähren zu lassen, in dem sie in Quartier lag, weigerte sich der König der Niederlande, sie über die Meuse setzen zu lassen, zumal er in diesem Punkt völlig anderer Ansicht war und überdies mit den preußischen Verwandten seiner Gattin auf schlechtem Fuß stand. Dies führte verständlicherweise zu ziemlich vielen Unstimmigkeiten.

»Die Anwesenheit Eurer Lordschaft ist dringend nötig, um die Maßnahmen der aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Streitkräfte, die dieses Land verteidigen sollen, zu koordinieren«, schrieb Sir Charles Stuart mit diplomatischer Zurückhaltung an den Herzog.

Jedermann war sich einig, dass die Anwesenheit des Herzogs nötig war; jedermann war überzeugt, alle Streitereien und Schwierigkeiten würden beseitigt sein, sobald er das Kommando übernommen haben würde; selbst Mr. Creevey war dieser Ansicht, der bisher nicht gewöhnt war, »diesen verdammten Wellesleys« viel zuzutrauen.

Es war wunderbar, wie sich die Meinungen Mr. Creeveys allmählich wandelten; es war außergewöhnlich, ihn die ehemaligen Siege des Herzogs in Spanien preisen zu hören – als hätte er nie erklärt, sie seien maßlos übertrieben. Sein Urteil über den Herzog war zwar immer noch etwas gönnerhaft, aber er gab zu, dass er sich viel geborgener fühlen würde – durch seine kränkelnde Frau nun einmal an Brüssel gebunden –, stünde schon der Herzog an der Spitze der Armee.

Er fand es jedoch sehr seltsam, dass Worth keinerlei Nachrichten von seinem Bruder in Wien haben sollte. Soviel er auch nachbohrte, es war nichts herauszuholen.

Oberst Audley hatte das Thema der Ankunft seines Chefs nicht erwähnt.

So musste denn Mr. Creevey unbefriedigt abziehen. Sir Peregrine zögerte zu gehen. »Ich muss gestehen, er hat recht; es ist sonderbar von Charles, dass er dir nicht mitgeteilt hat, wann er hier zu sein gedenkt«, beklagte er sich.

»Mein lieber Perry, ich glaube sagen zu können, dass er es selbst nicht wissen dürfte«, sagte Lady Worth.

»Nun, wenn man bedenkt, dass er dem persönlichen Stab des Herzogs angehört, seit er nach eurer Heirat im August 1812 aus Spanien zurückkam, scheint es ungewöhnlich, dass er so wenig Vertrauen bei Wellington genießen sollte«, sagte Sir Peregrine.

Seine Schwester zog ihren Nähtisch näher heran und begann sich mit ihrer Stickerei zu beschäftigen. »Vielleicht hat der Herzog selbst noch keinen endgültigen Entschluss gefasst. Verlass dich darauf, er wird bald genug hier sein. Es ist sehr aufregend, aber schließlich muss er wissen, was er zu tun hat.«

Er machte eine Runde durch das Zimmer. »Ich wollte, ich wüsste, was ich tun soll!«, rief er aus. »Du hast gut lachen, Judith, aber es ist verdammt unangenehm! Wenn ich nicht verheiratet wäre, würde ich mich selbstverständlich freiwillig melden. Aber das geht jetzt nicht.«

»Nein, wirklich nicht«, sagte Judith ziemlich erschrocken.

»Worth, was wirst du tun? Bleibst du hier?«

»O, ich glaube schon!«, antwortete der Earl.

Sir Peregrines Miene hellte sich auf. »O! Wenn du glaubst, dass es sicher genug ist – ich nehme an, du behieltest Judith und das Kind nicht hier, wenn du anderer Meinung wärst?«

»Ich glaube nicht, dass ich es täte«, stimmte der Earl zu.

»Was will eigentlich Harriet?«, fragte Lady Worth.

»O, wenn es für die Kinder hier sicher genug ist, will sie nicht weggehen!« Sir Peregrine erblickte sich im Spiegel über dem Kamin und zupfte unzufrieden an den gestärkten Falten seiner Halsbinde. Vor seiner Ehe hatte er die schwindelnden Höhen des Dandyismus angestrebt, und obwohl er nun den größten Teil des Jahres auf seinen Gütern in Yorkshire lebte, neigte er immer noch dazu, seiner Kleidung viel Gedanken und Zeit zu widmen. »Dieser neue Kammerdiener taugt überhaupt nichts!«, sagte er etwas ärgerlich. »Schau dir bloß meine Halsbinde an!«

»Ist das wirklich nötig!«, sagte der Earl. »Eine Stunde lang habe ich mich nach Kräften bemüht, sie einfach nicht zu sehen.«

Ein Grinsen erhellte Sir Peregrines verärgerte Miene. »O, verdammt, Worth! Ich kann dir sagen, woran das liegt: du hast als mein Vormund ja wirklich viel für mich getan, aber wenn du mir beigebracht hättest, wie du deine Halstücher bindest, wäre ich dir viel dankbarer als für alle deine sonstige ewige verflixte Einmischerei.«

»Sehr hübsch ausgedrückt, Perry. Aber diese Kunst ist angeboren und kann nicht gelehrt werden.«

Sir Peregrine knurrte verächtlich, gab den Versuch auf, den Sitz seiner Halsbinde zu verbessern, und wandte sich vom Spiegel ab. Er blickte auf seine Schwester hinunter und sagte in einem Ausbruch von Vertraulichkeit: »Du musst verstehen, dass ich besorgt bin. Ich selbst will ja nicht heimlaufen, aber der springende Punkt ist, dass Harriet wieder in einer delikaten Verfassung ist.«

»Du lieber Himmel, schon wieder?«, rief Judith aus.

»Ja, und daher wirst du verstehen, in was für eine heikle Situation mich das bringt. Ich möchte sie um alles in der Welt nicht aufregen. Aber es scheint ja sicher zu sein, dass Bonaparte vorderhand noch nicht gegen uns losgehen kann. Ich werde mit meinen Entschlüssen warten, bis der Herzog kommt. Das wird das Beste sein.«

Der Earl stimmte mit einer Feierlichkeit zu, die nur vom Zucken eines Muskels im Mundwinkel Lügen gestraft wurde. Sir Peregrine beschwor ihn, ihm jede verlässliche Nachricht zukommen zu lassen, deren er habhaft werden könne und empfahl sich sichtlich erleichtert.

Endlich konnte sich seine Schwester auf seine Kosten herzhafte auslachen. »Julian, ich glaube, du musst an Sinnesverwirrung gelitten haben, als du ihm erlaubtest, Harriet zu heiraten! Zwei Kinder, und schon wieder eines unterwegs! Das ist einfach absurd! Er ist doch selbst noch ein Kind!«

»Sehr richtig, aber du solltest bedenken, wenn er nicht verheiratet wäre, müssten wir ihm erlauben, sich freiwillig zu melden.«

Der Gedanke ernüchterte sie. Sie zögerte und hob ihre schönen blauen Augen zu Worth auf. »Nun, Julian – unsere morgendlichen Besucher haben zwar eine Menge geredet, aber du selbst hast nichts gesagt.«

»Ich hatte den Eindruck, dass ich alles gesagt habe, was die Höflichkeit gebot.«

»Genau das – aber nichts Wesentliches. Ich wünschte, du verrietest mir, was du denkst. Bleiben wir hier?«

»Nicht, wenn du nach Hause fahren willst, meine Liebe.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das musst du beurteilen. Mir liegt nichts an mir, aber du weißt, wir müssen an den kleinen Julian denken.«

»Ich habe ihn nicht vergessen. Aber Antwerpen ist ja in erreichbarer Nähe. Freilich, wenn du es wünschst, begleite ich euch beide nach England.«

Sie warf ihm einen klugen Blick zu. »Sie sind ja sehr bereitwillig, mein Herr! Nein danke, ich kenne dich zu gut, um dieses Angebot anzunehmen. Kaum hättest du uns in England abgesetzt, wärst du wieder hier, du grässlicher Mensch!«

Er lachte. »Ehrlich gestanden, Judith, ich glaube, es wird sehr interessant werden, in diesem Frühjahr in Brüssel zu sein.«

»Ja«, stimmte sie zu. »Aber was wird geschehen?«

»Ich weiß nicht mehr als der Nächstbeste.«

»Ich nehme an, der Krieg ist uns sicher? Wird es der Herzog mit Bonaparte aufnehmen können, glaubst du?«

»Das ist es ja, was wir sehen werden, meine Liebe.«

»Jedermann, ich nicht ausgenommen, redet, als würde durch seine Ankunft alles sicher werden; aber obwohl er in Spanien so erfolgreich war, hat er doch nie gegen Bonaparte gekämpft, wie?«

»Ein Umstand, der die Situation noch interessanter gestaltet«, sagte Worth.

»Nun«, sagte sie und nahm ihre Stickerei wieder auf, »du bist ja sehr kühl. Wir bleiben also. Ja, es täte mir sogar sehr leid, wenn wir fort müssten, gerade wenn Charles wieder bei uns sein könnte.«

Der Earl hob sein Lorgnon. »A! Darf ich fragen, meine Liebste, ob du etwa Pläne für das zukünftige Wohlergehen Charles' machst?«

Die Stickerei sank; Ihre Gnaden blickte ihn empört und vorwurfsvoll an. »Du bist doch der grässlichste Mann, der mir je begegnet ist!«, erklärte sie. »Natürlich mache ich für Charles keine Pläne! Das klingt ja nach einer fürchterlichen ehestiftenden Mama. Wie in der Welt kommst du denn darauf?«

»Deine überaus große Freundlichkeit Miss Devenish gegenüber verlangt eine Erklärung. Und diese war die wahrscheinlichste, die sich mir bot.«

»Nun, hältst du sie nicht auch für ein bezauberndes Mädchen, Julian?«

»Möglich. Aber du weißt, mein Geschmack sind Reiterinnen.«

Ihre Gnaden übergang diese Feststellung mit betonter Würde. »Sie ist außerordentlich hübsch und von so

einnehmenden Manieren und einem so sanften Gemüt im Allgemeinen, dass ich glaube, sie ist wirklich eine Partie.«

»Ich gebe zu, dass dies alles stimmt.«

»Du denkst natürlich an Mr. Fisher. Ich kenne die üblen Seiten in ihrem Fall, aber bedenke, dass Mr. Fisher ja nur ihr angeheirateter Onkel ist! Er mag vielleicht ein bisschen gewöhnlich sein – bitte, sehr gewöhnlich, wenn du willst –, aber ich bin überzeugt, er ist ein freundlicher, anständiger Mann, der sie behandelt, als sei sie seine eigene Tochter, und er wird ihr sein ganzes Vermögen vererben.«

»Das ist zweifellos in Betracht zu ziehen«, sagte Worth.

»Ihre eigene Herkunft, wenn auch nicht von Adel, ist durchaus respektabel. Ihre Familie ist alt – aber es hat keinen Sinn, darüber zu sprechen. Charles wird seine eigene Wahl treffen.«

»Genau das, was ich selbst sagen wollte, meine Liebe.«

»Rege dich nur nicht auf! Ich habe keine Absicht, ihm Lucy an den Hals zu werfen. Aber ich wäre sehr überrascht, wenn er nicht Gefallen an ihr fände.«

»Ich sehe«, sagte der Earl leicht amüsiert, »dass das Leben in Brüssel sogar noch viel interessanter werden wird, als ich erwartete.«